

INHALT

Irina Scherbakowa, Vorwort	
Über die frühen Mahner	9
Ales Adamowitsch, Janka Bryl und Uladsimir Kalesnik	
Vorwort zur belarussischen Ausgabe von 1975	15
Barbarka	19
Mutter und Sohn. Sohn und Mutter	28
Der Rayon brennt	42
Ich bin auch aus einem Feuer	90
Der Dreißigste	128
Kinderlos	141
Männer	153
Über zehn	172
Zwei Alter	194
Knjashawodzy	204
Sbyschyn	221
Wjalikaja Harosha	236
Ein Kind läuft in der Furche	244
Entsetzliche Freude	257
Noch einen letzten Kuss	265
Aktion, Operation, Expedition	275
Raubtiere auf Menschenjagd	310
Dschingis Khan mit Telegraphen	338
»Selektion«	351
Unendliches Elend	368
Neue Kinder	392
Ich schaff es nicht ... Ich kann nicht	416
Kapazewitschy	431

Raslizze	444
Gedächtnis	451
Chatyn und weitere Chatyns	470
Anhang	559
Ljudmila Rubleuskaja, Zur Entstehung des Feuerdörferbuchs	561
Nina Weller, Nachwort	
»Das Buch handelt von Opfern, nicht von Heldentum!« Einblicke in die Entstehung und Hintergründe des Feuerdörferbuchs	575
Quellenangaben	583

Irina Scherbakowa

ÜBER DIE FRÜHEN MAHNER

Vorwort

Wann ich Ales Adamowitsch das erste Mal begegnet bin, weiß ich nicht mehr, als junger Mensch merkt man sich so etwas nicht. Aber seit Anfang der 1960er Jahre, nach der Veröffentlichung seiner ersten Kriegsromane, war er regelmäßig bei uns zu Gast. Und doch wusste ich mit Bestimmtheit, ohne dass ich sagen könnte, woher, dass die Kriegserfahrung das verbindende Element war, wie bei fast allen Freunden meines Vaters, wenngleich sie sich selten über ihre persönlichen Erinnerungen austauschten. Wie mein Vater hatten sie an der Front gekämpft: Viktor Nekrassow, Bulat Okudshawa, Grigori Baklanow, Daniil Granin.

Einerseits schien der Krieg – ich bin vier Jahre nach Kriegsende geboren – weit weg, andererseits hatte ich immer das Gefühl, von Kriegserinnerungen umgeben zu sein. »Das war vor dem Krieg«, »das ist im Krieg gewesen«, »nach dem Krieg« – so ging es ständig in den Gesprächen der Erwachsenen. Mein Vater war Kriegsversehrter, seine verstümmelten Hände fielen sofort ins Auge, schwerer als die körperlichen Beeinträchtigungen wogen aber noch die traumatischen Erlebnisse. Sie standen im Zentrum des Schreibens meines Vaters und seiner Freunde, sei es in ihren Prosatexten, in Gedichten oder wie bei meinem Vater in Aufsätzen über Kriegsliteratur. Ihr Hauptanliegen war es, davon zu erzählen, was sie in all den Jahren der Nachkriegszeit belastete: die unter einer dicken Schicht von offizieller Propaganda und Lügen begrabene bittere Wahrheit über den Krieg. Für diese »Schützengrabenwahrheit« mussten sie Kritik vonseiten der Partei einstecken und gegen die ständigen Eingriffe der Zensur ankämpfen. Dabei hatten zwei Belarussen eine Sonderstellung unter den Freunden meines Vaters inne: Wassil Bykaŭ

und Ales Adamowitsch, den alle schlicht Ales nannten (und ich schließlich ebenfalls). Schon als Schulkind hatte ich Bücher über den Krieg gelesen, die sogenannte »Leutnantsprosa« der Freunde meines Vaters. Was aber Bykaŭ und Adamowitsch über die Besatzung in Belarus schrieben, erschien mir wesentlich schrecklicher als die schlimmsten Frontgeschichten. So wenig ich damals auch wusste, aber was mir aus ihren Büchern entgegenkam, mit allen Verstümmelungen durch die Zensur, was ich aus ihren Gesprächen aufschnappte, wollte in seiner Grausamkeit so gar nicht ins offizielle Hochglanzbild der »von der Partei gelenkten« Partisanenbewegung passen. Es waren Geschichten von Okkupation, Kollaboration, Verrat, unbeschreiblicher Brutalität, von der aussichtslosen Lage der Bauern, die zwischen Szylla und Charybdis saßen – auf der einen Seite die Deutschen mit ihren Gehilfen und Henkersknechten, auf der anderen die oft ebenfalls erbarmungslosen Partisanen, die die Landbevölkerung in Lebensgefahr brachten.

Ich wusste, dass Ales Adamowitsch als ganz junger Bursche in einer Partisaneneinheit gewesen war, und er hatte rein gar nichts mit den plakativ heroischen Partisanen aus den sowjetischen Spielfilmen gemein. Man kann sich vorstellen, welche dauerhaften Schäden die Psyche eines Menschen davontragen muss, der als Jugendlicher in die Mühlen des Partisanenkriegs geraten ist. Aber Ales war mit seinen roten Wangen und dem Lächeln im Gesicht quicklebendig, er wirkte sehr jung, keineswegs wie Ende dreißig, und er entsprach keinem Klischee. Vielleicht, weil er ständig auf dem Sprung war, vom Flieger zum Zug, vom Zug zum nächsten Flieger. Rückblickend könnte man sagen, er hatte es so eilig, weil er noch möglichst viel erreichen wollte, als hätte er gewusst, dass ihm nicht mehr allzu viel Zeit beschieden war. Als ich nach dem Tod meines Vaters sein Archiv ordnete, stieß ich auf eine offensichtlich in aller Eile von Ales für ihn hinterlassene Notiz: »Ich kam! Sah nicht! Und ging!«

Dass Alkohol das Allheilmittel für die Kriegstraumata der Frontsoldaten war, ist ein offenes Geheimnis, aber auch in diesem Punkt stellte Ales eine Ausnahme dar – ohne seine Abstinenz vor sich her zu tragen oder andere überzeugen zu wollen, trank er einfach nicht. Beziehungsweise trank er etwas gänzlich anderes, wofür er allgemein belächelt

wurde: Kefir, der in Halbliterflaschen mit grünem Aludeckel verkauft wurde. Kefir war das wichtigste nichtalkoholische Getränk in der sowjetischen Lebensmittelindustrie. Und wenn an vielem Mangel herrschte, Kefir gab es überall zu kaufen – eine Flasche Kefir und ein Kanten Schwarzbrot, und man war erst einmal satt. So sah in der Sowjetunion Fastfood für diejenigen aus, die unterwegs essen mussten, nicht lang Schlangestehen oder richtig Essen kochen konnten. Auch der berühmteste Sowjetdissident, Andrej Sacharow, hat ständig Kefir getrunken, aber nicht kalt, sondern extra angewärmt.

Ales hatte nie Zeit, und er hat in seinem für heutige Maßstäbe kurzen Leben eine ganze Menge erreicht. Er war ungemein umtriebig, energisch und mutig. So ist es kein Zufall, dass er als einer der Ersten auf Zeitzeugen zugegangen ist, die einen dazu brachte, von unsagbaren, schier unerträglichen Greueln zu erzählen und andere dazu, sie anzuhören. Er war gewissermaßen die treibende Kraft hinter der Realisierung solcher neuartigen und ungemein schwierig umzusetzenden Vorhaben. Dafür musste er nicht nur an von der sowjetischen Zensur errichtete Tabus röhren, sondern auch sich selbst überwinden, wenn das eigene Bewusstsein sich einfach weigerte aufzunehmen, was die Menschen, die auf wundersame Weise den verbrannten belarussischen Dörfern entkommen waren, Adamowitsch und seinen Mitautoren Uladsimir Kalesnik und Janka Bryl erzählt hatten. Oder die Überlebenden des großen Hungers während der Leningrader Blockade ihm und Daniil Granin. Für mich persönlich waren dies wichtige Schritte und eine wichtige Erfahrung, ihr Beispiel hat mir geholfen, die eigene Angst zu überwinden und mich Ende der 1970er Jahre an die Aufzeichnung von Erzählungen derjenigen zu machen, die den stalinschen Gulag überlebt hatten.

Alles, was ich über Ales Adamowitsch schon lange vor der Perestroika wusste, unterstrich seinen Mut und seinen freien Geist. Eine Haltung wie die seine, das Einstehen für den eigenen Standpunkt, ein Leben nach bestem Gewissen ohne Furcht vor der Obrigkeit, muss mitunter mindestens so viel Mut erfordert haben wie das Dasein im Krieg an der Front.

Ales war schon vor der Perestroika seiner Zeit weit voraus, er brachte eine ungeheure Offenheit mit, war ein echter Weltbürger und ein über-

zeugter Pazifist. Und er wurde einer der konsequentesten und mutigsten »Vorarbeiter der Perestroika« – so nannte man damals jene gesellschaftlichen Akteure, die nach dem Machtantritt Michail Gorbatschows besonders entschieden auf Reformen drängten. Eine zentrale Forderung jener Tage war es, die so lange unterdrückte Wahrheit über die Vergangenheit und die politischen Repressionen auszusprechen. So nimmt es nicht wunder, dass 1988 bei der Gründung der Gesellschaft Memorial, die diese Wahrheit ans Licht bringen wollte, Adamowitsch (nach Umfragen) unter den ersten zehn Personen landete, die die Menschen an der Spitze dieser Bewegung sehen wollten. Neben Andrej Sacharow, Jewgeni Jewtuschenko, Juri Afanassjew und anderen prominenten Wegbereitern der Perestroika gehörte er dem Beirat von Memorial an, zu dessen Vorsitzendem Sacharow gewählt wurde. Sacharow erlag im Winter 1989 nach seiner Rede beim Kongress der Volksdeputierten, in der er auf schnellere demokratische Reformen gedrängt hatte, einem Herz- anfall. Ein gravierender Verlust.

Kurze Zeit später wurden die Euphorie und die Hoffnungen der Perestroika von heftigen Turbulenzen abgelöst, die nichts Gutes verhießen. Im Januar 1994 starb dann, ebenfalls unmittelbar nach einer weiteren flammenden Rede, Ales Adamowitsch. Auch sein Herz wollte nicht mehr.

Er musste nicht mehr mitansehen, wie im Sommer desselben Jahres Lukaschenko in seiner Heimat an die Macht kam und was er in den Jahrzehnten seiner Regierung aus dem Land gemacht hat. Der resolute, kompromisslose Kriegsgegner Ales, dem jegliches imperiale Großmachtge- habe ein Greuel war, musste nicht mehr erleben, dass ein Jahr später der postkoloniale Tschetschenienkrieg begann, der später Putin an die Macht verhelfen sollte. Was hätte Adamowitsch empfunden, hätte er sich ausmalen können, dass Russland 30 Jahre nach seinem Tod in einen verbrecherischen und blutigen Krieg gegen die Ukraine zieht und dass sich das Wort »Krieg« im heutigen Sprachgebrauch vor allem auf diesen Krieg bezieht und nicht mehr auf den, in dem er seinerzeit gekämpft hat?

Sicher, ich weiß, dass ich als Historikerin nicht so denken darf, dass es in der Geschichte eigene Gesetzmäßigkeiten und Kausalzusammenhänge gibt, dass sie »keinen Konjunktiv kennt«, aber ich kann mir nicht

helfen – ich glaube immer noch, dass diejenigen, die später an die Macht gekommen sind, vielleicht geringere Chancen gehabt hätten, wären Andrej Sacharow oder Ales Adamowitsch noch am Leben gewesen. Vielleicht hätte Russland nicht den Weg eingeschlagen, der es in diese Katastrophe geführt hat, vielleicht wäre es Lukaschenka nicht gelungen, Belarus unter seine Knute zu zwingen. Wie dem auch sei – alles, wovor Adamowitsch in seinen Büchern und Reden gewarnt hat, alles wozu er gemahnt hat, klingt, als spräche er gerade heute zu uns. Und dass es ungeheuer wichtig ist, Zeugnisse über Kriegsverbrechen, über Verbrechen an der Zivilbevölkerung der Ukraine in diesen Tagen zu sammeln, steht außer Frage.

Ales Adamowitsch, Janka Bryl und Uladimir Kalesnik

VORWORT ZUR BELARUSSISCHEN AUSGABE VON 1975

Über den Faschismus ist scheinbar alles bekannt. Die Asche von Millionen seiner Opfer bedrängt die Herzen der Menschen.

Und doch wird hier und da immer wieder versucht, diese Geißel des 20. Jahrhunderts für nachfolgende Generationen, die den Horror des Zweiten Weltkriegs nicht selbst erlebt haben, in milderem Licht erscheinen zu lassen. Wie viele »wissenschaftliche Abhandlungen« werden im Westen über Hitler und seine Bande veröffentlicht, wie viele Bücher und Aufsätze, deren Autoren eifrig darum bemüht sind, dem Nazismus menschliche Züge zu verleihen und das Gedächtnis der Völker gegen revanchistische Sehnsüchte von Generälen und damaligen Handlangern des »Führers« auszutauschen.

Aber das Gedächtnis des Volkes existiert noch, es lebt – die unbestechliche Erinnerung an den Gestapo-, KZ- und Chatyn-Faschismus. Das Tribunal der Völker hat mit Nürnberg nicht geendet. Es dauert an – im Gedächtnis der Bevölkerung. Und dieses Tribunal ist nicht allein eine Frage der historischen Gerechtigkeit. Es ist überlebenswichtig. Nicht umsonst heißt es, wer seine Vergangenheit vergisst, sei dazu verurteilt, sie erneut zu erleben.

Deshalb ist es auch so wichtig, von vitaler Bedeutung, dass was im Gedächtnis der Bevölkerung geblieben ist, die Wahrheit über den Faschismus, in aller Welt vernommen wird.

Die Chatyns, die mit ihren Bewohnern verbrannten, ermordeten Dörfer sind die sengende, schmerzliche, zornige Wahrheit und bilden das Gedächtnis von Belarus. Die Bewohner der über zweihundert im Krieg verheerten Städte und der über neuntausend verbrannten Dörfer, von denen Hunderte mitsamt der Bevölkerung vernichtet wurden, haben der

Welt etwas zu sagen. Nicht nur über jenen Faschismus, den auch andere Länder gesehen haben, sondern ebenso über denjenigen, den sie zu sehen bekommen hätten, wäre den Nazis die »endgültige Regelung« Europas geglückt.

20 Millionen Menschenleben hat es das sowjetische Volk gekostet, dieses »Endziel« zu verhindern, den Rassisten und Unmenschen den Sieg zu entreißen.

Entscheidend in diesem Kampf war die Hingabe an die Heimat, der Mut der Partisanen und Untergrundkämpfer, all jener Menschen, die die Faschisten nicht zu Sklaven machen, sondern die sie nur töten konnten. Hunderttausende sowjetischer Partisanen und Untergrundkämpfer (in Belarus über 440 000) und die Millionen, die diesen Rächern aus dem Volk den Rücken stärkten, hinderten die Nazis daran, den »Generalplan Ost«, nach dem allein zig Millionen Slawen der Vernichtung geweiht waren, vollständig in die Tat umzusetzen.

Aber der »Plan« tat seine Wirkung, und die Grausamkeit der Rassisten traf mit all ihrer in der Geschichte der Menschheit noch nie dagewesenen Brutalität zuallererst Kinder, Frauen und gebrechliche Alte ...

»Feuerdörfer« ist eine dokumentarische Tragödie, ein Erinnerungsbuch, die lebendige Stimme von Menschen, die verbrannt wurden, getötet mit ihren Familien, mit ihren Dörfern – und die leben.

Hören wir, was die Menschen sagen, wie sie sich erinnern.

Dutzende Kilometer Tonbandaufzeichnungen, die Erzählungen von über dreihundert unmittelbaren Zeugen der Chatyner Tragödien, stellen den Inhalt des vorliegenden Buches dar. Tausende Kilometer Asphaltstraßen, Feld- und Waldwege verbinden sie, die Opfer der faschistischen Greueltaten.

Sie, die wie durch ein Wunder davongekommen sind, leben überall in Belarus, in 147 Dörfern, die wir zwischen 1970 und 1973 aufgesucht haben auf unseren Fahrten durch 35 Rayons der Republik.

Dörfer, die das tragische Los Chatyns teilen, gibt es noch wesentlich mehr. Nur konnten wir nicht überall Augenzeugen ausmachen. Und wir haben ausnahmslos Stimmen von Menschen aufgezeichnet, die das grausige Schicksal ihrer Nachbarn selbst miterlebt haben. Dabei haben wir auch zahlreiche tote Dörfer gesehen, in denen es nicht

einen einzigen Überlebenden gab. Nur noch alte Bäume, nicht selten verkohlt, den einsamen Schwingbaum des Brunnens, grasüberwucherte Wege und Pfade ...

Auf den Seiten dieses Buches sind Menschen versammelt, die durchs Feuer gegangen sind, die schon unter der Erde waren. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Die Menschen aus den Feuerdörfern sind hier versammelt, um Zeugnis abzulegen, Fragen zu stellen, zu urteilen, zu erzählen, was zu wissen entsetzlich und was zu vergessen gefährlich ist.

Wir sahen unsere Aufgabe darin, den unerträglichen Grad des menschlichen Schmerzes, der Fassungslosigkeit und des Zorns, die sich nicht allein in Worten zeigen, sondern auch in Stimmen, Augen und Gesichtern »im Zustand des Plasmas« zu bewahren und zu erhalten; all das zu erhalten, was den Menschen, der mit uns sprach, umgab wie die Luft, den Menschen, der sich nun auf den Seiten dieses Buches an den Leser wendet, an Sie.

So sollen auch die Worte, die wir in der leidgeprüften Gegend um Asweja von Hanna Hryboŭskaja aus dem Dorf Latyhawa gehört haben, an Sie gerichtet sein: »... Dass auch bei uns so ein Jammer war wie in Chatyn, das weiß ja kein Mensch. Gut, dass Sie gekommen sind, weil ich selber ... Ich kann nicht mal darüber sprechen, ich weine bloß ...«